**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
**Band:** 9 (1929-1930)
**Heft:** 8

**Artikel:** Der Christ und sein Schwert
**Autor:** Lienhard, Karl
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-157032

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Keiner der vorstehend erwähnten Reformvorschläge ist undurchführbar; sie verstoßen zum Teil allerdings gegen althergebrachte Übungen und Gewohnheiten. Bei gutem Willen ließen sie sich ebenso gut verwirklichen, wie man schon bei der Revision des Geschäftsreglementes des Nationalrates vom Jahre 1920 verschiedene Einrichtungen im Interesse der Zeitersparnis modernisiert hat.

Eine Untersuchung und Vergleichung der Geschäftsordnungen anderer Staaten würde vielleicht die Reihe der Reformvorschläge noch um manche wertvolle Anregungen vermehren können und es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn man einmal an die Ausarbeitung von neuen Geschäftsordnungsbestimmungen geht, man die Ermöglichung von Zeitersparnis als erstes Ziel einer Revisionsarbeit aufstellen wird und zwar sowohl im Bund wie in den Kantonen, trotzdem in den Kantonen der Zeitverlust, den die Bekleidung eines Mandates als Volksvertreter verursacht, lange nicht so groß ist wie im Bunde. Wahrscheinlich werden die Kantone hier mit der Revisionsarbeit vorangehen müssen und voraussichtlich wird es der Kanton Basel-Stadt sein, in dem die ersten Bemühungen hiezu praktische Gestalt annehmen.

---

# Der Christ und sein Schwert.

Von **Karl Lienhard**, Olten.

Was ist Liebe? Überschwengliches Gefühl mit mehr oder weniger starker Sinnlichkeit? Im Christentum gehören Liebe und Opferwilligkeit zusammen, wie das Christentum überhaupt sehr stark eine Sache des Willens ist. „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen," heißt die praktische Auswirkung christlicher Nächstenliebe. Diese Liebe empfindet, wie Jesus in der Bergpredigt zeigt, überaus zart. Schon der Zorn, den der Betreffende gegen einen Nächsten still mit sich herumträgt, wird ihm zu einer Versündigung gegen das 6. Gebot, wird ihm zur Schuld. Wie viel mehr, wenn sich der Zorn Bahn schafft und in eine Beschimpfung und öffentliche Bloßstellung des Nächsten ausartet! In der Verachtung des Nächsten erreicht die Versündigung gegen die christliche Liebe ihr volles Maß. Haben sich die „Alten" damit begnügt, niemanden tot zu schlagen, so schafft Christus in den Seinen etwas völlig Neues. Er schärft ihr Gewissen und wirkt in ihnen eine Liebe, die weiter geht als alle Gesetze und Gebote.

Mit solch feinem Empfinden, mit solcher Liebe ist der Christ in die Welt hineingestellt, „die im Argen liegt". So soll er Waffen tragen und sie gegen seinen Nächsten richten, der vielleicht auch ein Bruder ist, oder zu dem er in reiner Liebe steht. Je lebendiger sein Christentum, desto furchtbarer ist die Spannung, in der er sich befindet. Es wäre jedoch grundverkehrt, zu behaupten, daß dieser Pflichtenstreit erst beim

Kriegsdienst beginne — es zeugt von der ausgesprochenen Einseitigkeit der religiös-sozialen Kreise, nur vom „widerchristlichen" Militärdienst zu reden —, vielmehr zieht sich dieser Kampf durch das ganze Leben: Er soll sich eine Zeitung halten, die durch ihre beständige Besudelung ihrer Gegner dem Gesetz der Liebe vollständig widerspricht, er soll an einer Organisation teilhaben, die nicht etwa den Dienst am Nächsten oder am Feind, die Liebe, zum Ziele hat, sondern die Erstreitung des eigenen, bezw. des Klassenrechts. Er soll mitwirken am Streik oder an der Aussperrung, obwohl er weiß, daß der Geist der Ungerechtigkeit, der Rücksichtslosigkeit und des Hasses die Führer regiert. Nicht weniger groß ist die Not auf dem Gebiet der Rechtspflege. Böses mit Gutem vergelten ist sein Gebot, dies um so mehr, als er durch Gottes Gnade ist, was er ist; die Volksgemeinschaft aber verlangt von ihm, daß er mithilft an der Bestrafung des Schuldigen. Obwohl er selbst nicht ohne Sünde ist und durchaus nicht würdig, auch nur einen Stein wider den andern zu erheben! Und was für eine Bestrafung! Wenn ihm schon der Zorn im eigenen Herzen Sünde ist, durch die er sich des Gerichts schuldig macht, wie viel mehr wird er leiden unter der Tatsache, daß durch seine Mitschuld Tausende von Brüdern ihrer Freiheit beraubt und oftmals um den letzten Rest ihres Ehrgefühls gebracht werden, daß an ihnen Ärgeres geübt wird als im Kriegsdienst, der den Leib des Nächsten trifft, und dies alles unter seiner Mitschuld und Duldung! Es wäre leichtfertig, unsere Mitschuld abzulehnen, weil wir nicht den Rock des Richters noch irgend eines andern Gerichtsdieners tragen, es sei denn, wir protestierten gegen ihre Wahl und verweigerten die Steuer, mit der sie bezahlt werden und verzichteten selbst auf jeglichen Polizei- und Rechtsschutz. Denn sie sind die Beauftragten des Volkes und wir haben teil an diesem Volk und sind Nutznießer dieser Ordnung. Merkwürdigerweise sind es gerade die religiös-sozialen Kreise, die von einer solchen innern Abrüstung nichts wissen wollen und die Berechtigung und Notwendigkeit der Polizeimacht betonen und leugnen, daß auch dieses ein „Töten" im Sinne der Bergpredigt ist. Sie reden dabei von der Unschuld des Volkes im Kriegsfall (und der Schuld seiner Führer) und stellen ihr die persönliche Verschuldung des einzelnen Verbrechers gegenüber. In beiden Fällen ein Märlein für das naive Volk. Wo ist der Mensch, der so herausgelöst aus der Verbundenheit mit seiner Umgebung ist? Sind Führer nicht in weitgehendem Maße selbst Geführte — und unsere Mitschuld an der Sünde des Mitmenschen zu leugnen, wagt heute wohl niemand mehr. Damit soll die persönliche Verantwortung nicht abgetan werden, aber es geht nun einmal nicht an, zu tun, als ob die leibliche Tötung durch den Krieg den Unschuldigen treffe und darum unchristlich sei, die für den Bestraften und seine Angehörigen oft viel empfindlichere geistige „Tötung" des Missetäters aber treffe den Schuldigen und sei darum erlaubt. In beiden Fällen, wie auch in den wirtschaftlichen Kämpfen unserer Tage handelt es sich um ein „Töten", im Grunde genommen um etwas Widerchristliches, um eine formale Verletzung der Liebe. Verlangt nicht gerade die Bergpredigt, dem Bösen

nicht Widerstand zu leisten und verbietet das Richten? Diese Spannung zwischen rauher Wirklichkeit und Christentum hat ihre Ursache darin, daß der Christ „nicht von der Welt, aber doch in der Welt ist". Dieser Kampf, so wehe er tut, ist m. E. nicht einmal das Schlimmste; denn wo Kampf ist, da ist Leben. Schlimmer ist, daß wir als Christen vielfach der Welt Art so sehr zur unsrigen gemacht haben und nun diese Spannung gar nicht mehr empfinden; daß man sich heute darum bemüht, das erwachende Gewissen am ganzen Fragenkomplex vorbeizuführen und in den einseitigen Dienst des Antimilitarismus zu stellen.

Nach religiös-sozialer Meinung liegt die Lösung darin, daß sich der Einzelne aus der Volksgemeinschaft mit der Welt herauslöst, indem er ihr wenigstens in der Militärfrage den Dienst verweigert und sich dabei auf sein gut christliches Gewissen beruft. Man geht dort sogar noch weiter und verlangt von der Gemeinschaft, dem Staat, daß sie diesem Auflösungsprozeß zusieht und dem Einzelnen volles Verständnis entgegenbringt. Selbst aber gibt man sich sehr wenig Mühe, die Bedürfnisse und die Lage des Staates auch nur ein wenig zu begreifen. Ernsthafte Bedenken werden oft mit seichtem Optimismus zurückgewiesen. „Wir kümmern uns nicht um Politik", heißt es da, und man spricht vom Wagemut und vom Sieg des Glaubens und verkündet sogar allen Ernstes, ein Nachbarstaat würde sich schämen, einen wehrlosen Staat anzugreifen! Wehrlosigkeit sei der beste Schutz! Das alles wohlweislich nur inbezug auf den Militärdienst. Im Innern des Landes will man von diesem besten Schutz nichts wissen, man glaubt die Polizei zu benötigen und ruft den Unterdrückten zum Selbstschutz, zur Organisation auf und spricht vom Streikrecht. Diese Widersprüche zeugen deutlich von der Zweifelhaftigkeit dieser „Lösung".

Für sich, wenn niemand anders auf dem Spiele steht als die eigene Person, kann der Christ — nach dem Maß seines Glaubens und seiner Erkenntnis — wohl auf das Schwert, das Sinnbild brutaler Gewalt, verzichten. Mag er von seinem Gegner besudelt und beschimpft werden, er hat es nicht nötig, mit gleicher Münze heimzuzahlen, nicht einmal der Verteidigung und Ehrenrettung bedarf er; denn seine Ehre liegt in Gottes Hand. Mag der andere ihn um seinen Lohn prellen, sein tägliches Brot kommt nicht aus der Hand des Brotherrn, sondern aus der Hand dessen, der „der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt". Er darf es wagen, sanftmütig zu sein und Böses mit Gutem zu vergelten; denn er weiß sein Leben geborgen in Gott.

So vermöchte der Christ — wohlverstanden nach dem Maß seines Glaubens und seiner Erkenntnis — für sein eigenes Wohl auf die Waffen dieser Welt zu verzichten, und die biblische Forderung ginge viel weiter als die der Antimilitaristen. Aber darf er es im Blick auf die Schwachheit seines Nächsten? Verlangt nicht oftmals gerade die echte Liebe vom Vater eine Strenge, die in den Augen des Kindes mit christlicher Sanftmut nichts mehr zu tun hat? Wurde nicht Eli zur Rechenschaft gezogen, weil er dem Bösen seiner Kinder nicht widerstand? (Was gilt nun, der Buchstabe der Bergpredigt oder die Belehrung des A. T.?)

Hebt nicht ein Heer von arbeitsscheuen Bettlern anklagend den Finger vornehmlich gegen die Frommen auf, weil unsere Gutmütigkeit und Mildtätigkeit den Haltlosen auf diese verfehlte und doch so einträgliche Bahn lockte? Entzogen wir nicht schon so manchen Missetäter dem Schwert der Obrigkeit und erduldeten das Unrecht aus lauter Wohlwollen oder aus Scheu vor der Gewalt? Eine ideale und uns befriedigende Lösung sieht sicher anders aus als der Gang zum Kadi und ist erst als letztes Mittel in Aussicht zu nehmen, doch dürfen wir des Schwertes nicht entraten, daß unser Wohlwollen nicht zur fehlbaren Schwachheit wird, indem unsere innere Abneigung gegen das Schwert dem schwachen Bruder die letzte Hemmung nimmt. Denn wenn unsere Liebe solch bittere Früchte zeitigt, dann muß ihr sicher etwas fehlen. Hat sie zu sehr vergessen, daß das Schwert erst im gekommenen Gottesreich zur Pflugschar geworden ist, daß wir heute noch in der Zeit leben, da das Schwert der Obrigkeit um der Sünde willen zur göttlichen Ordnung gehört. Dieser Ordnung dürfen wir uns nicht entziehen, darum hat sie auch Paulus anerkannt. Da es nun einmal in der Natur des Menschen und seiner Neigung zur Sünde liegt, ungeschütztes Eigentum für vogelfrei zu halten, benötigen wir das Schwert der Obrigkeit. Gestohlen wird trotzdem, aber mancher bleibt vor diesem Fehltritt durch das drohende Schwert bewahrt, weil der Preis dafür zu hoch ist. Kriegsgefahr gibt's bei der stärksten Rüstung, aber es hieße jede Menschenkenntnis verleugnen, wollte man nicht zugeben, daß ungeschützte Grenzen eine weit größere Kriegsgefahr bedeuten, als wenn der Raub mit Opfern erkauft werden muß.

Aber nicht allein die sündige Art der Menschheit, sondern auch die Schwachheit des Bruders erfordert unsere bejahende Stellung zum Schwert der Obrigkeit, „um seines Unglaubens willen". Von den Lesern des Hebräerbriefes heißt es, daß sie den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldeten. Das ist die Stellung des Glaubens, wie sie uns im N. T. immer wieder begegnet. Ein Volk, dessen einzelne Glieder in der großen Mehrheit in solchem Glauben stünden, könnte auf das Schwert verzichten; denn seine Glieder besäßen die innere Kraft, alles mit Freuden und Gottvertrauen zu erdulden: Den Mutwillen fremder Heere, die Fremdherrschaft, den Untergang des eigenen Staates und den damit verbundenen Verlust aller eigenen Rechte, die Erdrosselung der Muttersprache und die dadurch bedingte geistige Zurücksetzung der Kinder u. a. m. Solcher Glaube dürfte es wagen. Wo ist er zu finden? Selbst unter den besten Christen ist er eine Seltenheit. Wie sollten wir dann von der Masse derartige Opfer- und Leidensbereitschaft erwarten? Auch in religiös-sozialen Kreisen ist man von dem Unglauben der Masse überzeugt, das zeigen die immer wiederkehrenden Nie-wieder-Kriegsreden antimilitaristischer Pfarrer mit ihrer Aufpeitschung sehr selbstsüchtiger, opferscheuer Triebe und ihren oft mehr als zweifelhaften Behauptungen deutlich. Und mit einer Masse, der man selbst keinen Wagemut des Glaubens zutraut, sondern nur nackte Selbstsucht, will man eine Tat des Glaubens vollbringen! Das Ende kann nur bittere Enttäuschung sein, und erst recht wird es heißen, das Christentum hat uns betrogen;

denn es hat uns über die Wirklichkeit und ihre Grenzen hinweggetäuscht. Diesmal wird dann der Haß gegen den Bruder nicht nur durch die Presse künstlich gezüchtet sein, sondern wird seine menschliche Berechtigung haben in der Enttäuschung und darum echt sein. Wer trägt dann die Verantwortung? Alles spricht dafür, daß auch dann die Verführer auf sicherem Lande sitzen, achselzuckend, anklagend und nichts wissend von eigener Schuld und Irrtum.

Vielfach wird hingewiesen auf die christliche Dienstverweigerung der ersten Zeit. Aber, so weit dies der Fall war, war die Lage doch völlig anders: Dort sprach man vom heidnischen Staat und erwartete von ihm nichts anderes als Heidnisches. Der Bruch mit dem Staat war keine Forderung an ihn, sondern er entsprang dem persönlichen Reinlichkeitsgefühl. Heute redet man vom widerchristlichen Staat und erwartet von ihm mehr Christentum, mehr Wagemut des Glaubens als man in seinem Privatleben selber zu haben wagt! Damals war die Scheidung klar, man verzichtete auch auf die angenehmen, gutbezahlten Dienste, heute verweigert man die unangenehmen; und die angenehmen, die gut, sehr gut bezahlten...? (Einem Mörder diene ich nicht, auch wenn er mir eine harmlose Beschäftigung mit guter Bezahlung gibt!) Darin waren die Christen in früherer Zeit glaubensmutiger und gerader.

Die Spannung, in der sich der Christ befindet, der nicht „von der Welt" ist, bleibt bestehen, solange er in der Welt ist. Sie beginnt bei ihm schon in der Familie. Soll er strafen, Zucht üben? Weltart ist im Zorn, in der Aufregung zu strafen; und seine Art? In mitleidender Liebe und fürbittender Demut zuzugreifen. Weltart ist's, dem Klassenkampf zu leben; und seine Art? Vielleicht wird er daran teilnehmen, aber weder aus Haß und Neid, noch aus Kampfeslust und Bitterkeit, sondern nur so weit die Liebe zum Nächsten es verlangt, und so weit als die Liebe zum Gegner ihr Halt gebietet. Weltart wird voll gekränkter Eitelkeit und Rachsucht nach polizeilichem Schutz und richterlicher Bestrafung rufen, Christenart weiß nichts von Rache, nur von herzlichem Erbarmen und wird die Staatsgewalt nur so weit beanspruchen, als sie es muß; sie wird sie aber beanspruchen um der Fehlenden wie der Gefährdeten willen. Weltart wird vielleicht mit Hurrah und mit wildem Haß oder gezwungen oder in ständiger feiger Furcht um das eigene Wohl in den Kriegsdienst ziehen; Christenart hält sich fern von allem ungesunden Trara, die Liebe zu Freund und Feind wird ihm auch im Kampfe bleiben; nicht Feindschaft trieb ihn zur Fahne, sondern die Liebe zum eigenen Volk; denn so lange das Schwert im Innern des Landes noch benötigt wird, glaubt er nicht an das Heil der Wehrlosigkeit eines Staates, und ihm gilt die biblische Weissagung mehr als die augenblicksbegeisterten Friedensprophezeiungen von Heiz und Kunz.